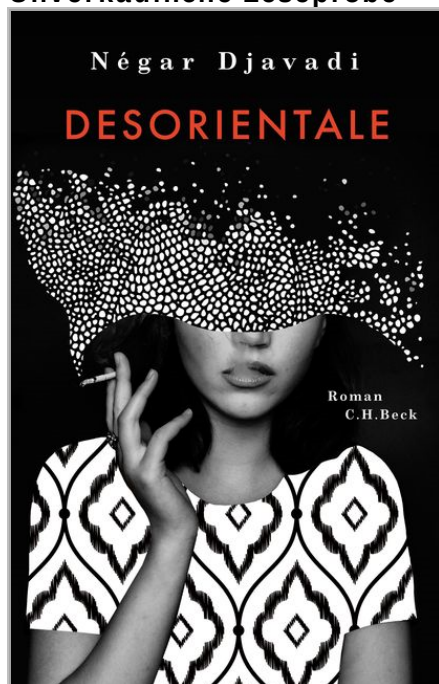


Unverkäufliche Leseprobe



**Négar Djavadi**  
**Desorientale**

2017. Rund 400 S.: Gebunden  
ISBN 978-3-406-71453-5

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/2055>

Négar Djavadi  
DESORIENTALE

Négar Djavadi

# DESORIENTALE

Roman

*Aus dem Französischen  
von Michaela Meßner*

C.H.BECK

Die Übersetzung dieses Werks wurde mit einem  
Arbeitsstipendium des Freistaats Bayern gefördert.

Titel der französischen Ausgabe:  
Désorientale  
© Éditions Liana Levi, 2016

Für die deutsche Ausgabe:  
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017  
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie, Andrea Hollerieth  
Umschlagabbildung: Unter Verwendung von Motiven  
von © Shutterstock und © Plainpicture  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 71453 5

*www.chbeck.de*

*One day there'll be a place for us*  
*A place called home*  
PJ Harvey

.....

## Die Rolltreppe

In Paris hat mein Vater, Darius Sadr, nie die Rolltreppe benutzt.

Als ich am 21. April 1981 zum ersten Mal mit ihm zur Metro hinunterging, fragte ich ihn nach dem Grund, und er antwortete: «Die Rolltreppe, die gehört *denen*.» Mit *denen* meinte er natürlich euch. Euch, die ihr an jenem Dienstagmorgen im April auf dem Weg zur Arbeit wart. Euch Bürger dieses Landes, die ihr mit euren Einkommensteuern, Zwangsabgaben und Wohnsteuern, aber auch mit eurer Bildung, eurer Unnachgiebigkeit, mit kritischem Geist, Solidaritätsgefühl, Stolz, Kultur, Patriotismus, Verbundenheit mit der Republik und der Demokratie über die Jahrhunderte hinweg darauf hingewirkt habt, dass heute viele Meter unter der Erde eine Rolltreppe fährt.

Mit zehn Jahren hatte ich von all diesen Dingen keine Ahnung, aber der wehrlose Blick meines Vaters – den er in all den einsamen Monaten in dieser Stadt bekommen hatte und den ich nicht von ihm kannte – erschütterte mich so, dass ich auch heute noch, wann immer ich vor einer Rolltreppe stehe, an ihn denken muss. Ich höre das Knirschen seiner Schritte auf den harten Treppenstufen. Sehe seinen vor Anstrengung leicht vornübergebeugten Oberkörper, stur, entschlossen, unbeugsam in seiner Weigerung, die flüchtige Wohltat einer Rolltreppenfahrt nach oben zu genießen. Nach der Logik des Darius Sadr musste man sich diesen Luxus verdienen, sonst war das Missbrauch, wenn nicht

gar Diebstahl. Sein Schicksal waren von nun an das Treppensteigen, die ereignislos verstreichende Zeit, der gleichgültige Blick der Passanten.

Um dieser komplexen Überlegung folgen zu können, muss man sich in meinen Vater hineindenken; in den von damals, den Ruhelosen, den Desillusionierten. Muss die gewundenen, hochgradig absurden Wege seines Denkens verstehen. Muss unter der dicken Leidensschicht und der Verbitterung des Gescheiterten sein immenses Feingefühl, seine Eleganz, seinen Respekt und seine Bewunderung sehen. Muss anerkennen, welche Konsequenz in seiner Entscheidung lag (nicht die Rolltreppe zu nehmen) und mit welchem Geschick er, der den Großteil seines Lebens schreibend über ein Blatt Papier gebeugt verbracht hatte, mit diesen wenigen Worten zusammenfasste, was aus ihm geworden war und was ihr für ihn repräsentiert habt.

Aber um sich in einen Menschen hineinzudenken, muss man ihn erst einmal kennenlernen, das wisst ihr so gut wie ich, muss sein Leben, seine Kämpfe, seine Gespenster in sich aufgesogen haben. Nur, wenn ich jetzt schon die «Vater»-Karte ausspiele, dann bekomme ich das nicht mehr hin, euch alles zu erzählen, was ich wollte, das könnt ihr mir glauben.

Lassen wir einfach diesen Satz auf uns wirken: «Die Rolltreppe, die gehört *denen*.» Das war ein Stück weit der Grund, warum ich diese Geschichte begonnen habe, ohne recht zu wissen, wo ich anfangen soll. Ich weiß nur, dass das hier keine lineare Erzählung wird. Um die Gegenwart schildern zu können, muss ich weit in die Vergangenheit zurückgehen, muss Grenzen überqueren, Berge überfliegen und zu dem großen Teich gelangen, den man Meer nennt, mich dort von der Bilderflut mitreißen lassen, von den freien Assoziationen, und in organischen Sprüngen den Löchern

und Buckeln folgen, welche die Zeit meinen Erinnerungen hinzugefügt hat. Aber mit der Wahrheit der Erinnerung ist das eine merkwürdige Sache, findet ihr nicht? Beim Erinnern wählen wir aus, wir streichen, übertreiben, verharmlosen, verherrlichen, verleumden. Die Erinnerung erschafft ihre eigene Version der Ereignisse, erzeugt ihre eigene Realität. Vielschichtig, aber schlüssig. Fehlerhaft, aber ehrlich. Ich trage jedenfalls so viele Geschichten mit mir herum, so viele Lügen, Sprachen, Illusionen, Lebensläufe, im Rhythmus von Exil und Tod, Tod und Exil, dass ich gar nicht recht weiß, wie ich die einzelnen Fäden entwirren soll.

Womöglich kennen mich manche von euch bereits, vielleicht erinnert ihr euch an das blutige Ereignis, das sich am 11. März 1994 im dreizehnten Arrondissement von Paris zugetragen hat. Der Bericht kam gleich als Erstes in den 20-Uhr-Nachrichten auf France 2. Am nächsten Tag konnte man es in allen Zeitungen lesen, in den Artikeln standen lauter Unwahrheiten, daneben Fotos von uns mit schwarzen Balken über den Augen. Vielleicht habt ihr mich auf einem von ihnen gesehen. Vielleicht habt ihr den Fall damals verfolgt.

Eigentlich hätte ich auch damit anfangen können. Statt euch was von Rolltreppen zu erzählen. Ich hätte euch schildern können, was wir unter uns das EREIGNIS nennen. Aber ich kann's nicht. Noch nicht. Vorläufig müsst ihr nur eins wissen: Heute ist der 19. Januar, es ist zehn Uhr und ich warte.

Die A-Seite

## Der Wind von Mazandaran

Der Ostflügel des Cochin-Krankenhauses, in dem sich die Kinderwunsch-Abteilung befindet, ist schon seit Monaten eine Baustelle. Wenn ich es recht verstanden habe, soll das Gebäude abgerissen und die Abteilung in das Hauptgebäude am Boulevard du Port Royal verlegt werden. Der Wartesaal im zweiten Stock wurde auf das Wesentliche reduziert. Keine Plakate an den Wänden, keine Prospekte im Ständer, dafür etwa zwanzig graue Stühle in drei traurigen Reihen, weichgezeichnet von dem trüben Winterlicht, das durch die Außengerüste ins Zimmer dringt. Als ich heute Morgen den Raum betrat, stand abseits an der Wand ein einzelner Stuhl. Und auf dem sitze ich jetzt schon seit einer Dreiviertelstunde und warte.

Unser erster Termin mit Frau Dr. Françoise Gautier fand vor elf Monaten statt. Am Tag zuvor, einem lauen und angenehmen Frühlingstag, hatte ich mir die Fußnägeln rot lackiert, in der etwas naiven Hoffnung, das würde besser zu dem Bild passen, das Pierre und ich vermitteln wollten. Ich hatte mich für hochhackige Sandalen entschieden, und obwohl am Himmel, schon während ich sie anzog, eine ganze Wolkenarmee aufzog, rückte ich nicht von meinem Vorhaben ab. Frau Dr. Gautier las sich die Patientenakte durch, die sie von Professor Stein bekommen hatte, und fragte uns ganz nebenbei: «Sie werden also heiraten?» Ihre Stimme klang neutral, aber die Frage kam mir brutal vor. Ich hätte nie ge-

dacht, dass sich nach Herrn Professor Stein jetzt auch noch Frau Dr. Gautier für unsere eheliche Situation interessieren würde. Waren wir denn nicht hier, damit das Ganze endlich losgehen konnte? Wäre es nicht besser, uns künftig nur noch medizinische Fragen zu stellen: nach Kinderkrankheiten, Erbkrankheiten, früheren Operationen? Würden sie uns mit dem Thema Heirat denn nie in Ruhe lassen?

«Aber sicher, in ein paar Monaten», hatte ich geantwortet, und es hatte so falsch geklungen, dass ich jedes Mal beim Gedanken daran am liebsten weit weglaufen und sterben würde.

Das Pärchen mir gegenüber war schon da, als ich kam, und ein anderes etwas weiter hinten auch. Mittlerweile sind noch drei weitere Pärchen dazugekommen; jedes hat zwischen sich und den Nachbarn tunlichst ein paar Stühle frei gelassen. Keiner spricht. Ein resignatives Schweigen und diverse vom Gang kommende Geräusche beherrschen die Atmosphäre. Lauter verkrampfte Gesichter, darin eine Mischung aus Angst und Verletzlichkeit, wie bei Kindern, die sich im Supermarkt verlaufen haben.

Mache ich auch so ein Gesicht?

Ich glaube kaum, denn ich fühle nichts, außer vielleicht einen ersten Anflug von Ungeduld.

Bei den Frauen mir gegenüber, deren Körper mittlerweile, wie der meine, ein Kriegsschauplatz geworden ist, haben sich bestimmt schon allerlei Gefühle angestaut, über die sie später reden werden. In langen Gesprächen mit vielen Erklärungen, unter Empörung, zurückgehaltenen Tränen und befreiendem Gelächter. Lauter «stell dir nur vor ...», «wenn du wüsstest ...», «nein, also ehrlich ...», bis alles raus ist, sich in Luft aufgelöst hat und man es wieder vergisst. Mina ist mir gegenüber manchmal so, wenn

sie von einer ihrer Studienreisen zurückkommt (und Leili gegenüber natürlich auch). Sie ruft mich an und fängt sofort in allen Details zu erzählen an, verliert sich in Nebenhandlungen, führt sie dann wieder nicht zu Ende, lacht an völlig unverständlichen Stellen, gerät ins Schwärmen, erzählt zweimal die gleiche Anekdote, aber jedes Mal anders. Sie hält es für normal, dass ich ihr zuhöre, stundenlang den Hörer am Ohr kleben habe, schließlich bin ich ihre Schwester. Leili hört ihr auch zu, aber ihr steckt nicht der Ärger im Hals wie ein Kloß, der mit jedem Satz größer wird. Denn Leili versteht sie. Den beiden fällt es leicht, «sich auszukotzen», wie Sara, unsere Mutter, immer sagte.

Manchmal frage ich mich, wie das eigentlich geht, dass man so rein gar nichts empfindet. Es passiert mir zwar nicht mehr so oft wie früher, aber dieser Gefühlszustand ist jederzeit da, greifbar nah. In meiner Jugend hat sich das so angefühlt, als sei der Platz, an dem sich die Emotionen befinden, in mir irgendwie ausgetrocknet, ohne dass ich es bemerkt hätte. In jener Zeit kam es mir so vor, als befände sich die Welt hinter einer Scheibe, unerreichbar fern, so wie auch jetzt; ein stummes Schauspiel, an dem ich nicht teilnehmen kann. Damals fiel mir auch schon auf, dass es zwischen diesem Zustand und den Bildern der amerikanischen GIs, der Vietnam-Heimkehrer, die ich aus Filmen und Fernsehserien kannte, einen Zusammenhang gab. Ich konnte bis ins Innerste nachvollziehen, wie sie sich fühlten, wenn sie zu Hause auf dem Sofa saßen und ins Leere starrten, während um sie herum ein großes Theater veranstaltet wurde. Ihre Abwesenheit, ihre Unfähigkeit, mitzutun bei dem ganzen Tamtam, sich eine Zukunft zu geben. Ganz wie ich, schienen sie erfüllt von Stille, wie Ertrunkene, die an der Oberfläche treiben.

Es dürfte keinem entgangen sein: Ich bin allein.

Es gibt keine Hand, die ich halten könnte. Keiner drückt mich an sich und hält mich fest, vereint im Leid. Da gibt es nur diese lange Papprolle in meinem Schoß, auf der unsere Vor- und Nachnamen stehen, die von mir und Pierre. Eine lange Papprolle mit dem aufgetauten und gewaschenen Sperma von Pierre (so hat es mir Frau Dr. Gautier erklärt).

Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, wie das gehen soll, dass man Sperma wäscht. Jedes Mal, wenn ich mir das auszumalen versuche, sehe ich sofort ein großes Sieb vor mir, so eins wie es Emma, meine Großmutter mütterlicherseits, immer zum Kuchenbacken benutzt hat. Im Internet hätte ich bestimmt eine Erklärung gefunden, aber ich bin, ehrlich gesagt, nicht neugierig genug, um so eine Suche zu starten.

Als ich diesen Saal betrat, spürte ich sofort, wie sehr es den anderen Paaren auffiel, dass ich alleine hier war. Eine Frau, die alleine herkommt, kann ja nicht geschieden oder getrennt sein, sonst würde die Sache nicht weiter durchgezogen. Dafür, dass sie alleine ist, gibt es nur drei mögliche Erklärungen (in aufsteigender Ordnung, je nach Schweregrad der häuslichen Katastrophe):

- 1.) Ein Streit am Morgen, kurz vorm Losgehen.
- 2.) Mangelndes Interesse des Ehemannes, der sich nicht einmal die Mühe macht, einen Tag freizunehmen, ein Meeting oder eine Geschäftsreise zu verschieben.
- 3.) Extrem seltener Fall: Tod des Ehegatten. Voraussetzung wäre eine durch richterlichen Beschluss erwirkte Sondererlaubnis für eine künstliche Post-mortem-Befruchtung.

Wie auch immer, in egal welchem Krankenhaus der Welt ist eine Frau, die in der Kinderwunsch-Abteilung allein ist, ein bedauernswertes Geschöpf, auch wenn ihr Alleinsein das Unglück

derjenigen, die das Leben dorthin verschlagen hat, erträglicher macht. *Danke, o Herr, es gibt Leute, die sind noch viel ärger dran als wir!* Denn das hier ist die ureigene Domäne von Mann und Frau. Das *No man's land*, in dem es um die Zukunft des Paares geht, um seine Daseinsberechtigung, seinen Sinn und Zweck. Das Fegefeuer oder der Gott der Fruchtbarkeit, zum Leben erweckt durch Injektionen von Follitropin beta, werden darüber entscheiden, ob das Schicksal sich wendet, ja oder nein. In meinem Fall trifft weder das eine noch das andere zu. Mein Fall ist viel komplexer, viel betrügerischer. Hier geht es um Strategie und Manipulation. Um einen von Gangstern ausgetüftelten Plan. Du machst dir noch keinen Begriff, lieber Leser, was ich mit dem Schreiben dieser Zeilen riskiere. Denn eines musst du wissen: Von den dreizehn Pärchen, die inzwischen hier vor mir sitzen und mich bemitleiden, weil ich alleine da bin, würden einige mich an die Wand drängen, mir ins Gesicht spucken, mich rauswerfen, wenn sie wüssten, was Sache ist. Keiner würde sich die Mühe machen, verstehen zu wollen, mir Fragen zu stellen, anzuerkennen, dass auch ich nur das merkwürdige Resultat äußerer Umstände bin, von Schicksalsschlägen, Erbschaften, Pechstrahlen und Dramen.

Aus diesem Grund schreibe ich.

Mein Vater, Darius Sadr, Der Meister der weißen Seite, Der Kühne, Der Revolutionär, sagte einmal mit seiner träumerischen/visionären Stimme: «Mit den Augen hört man besser als mit den Ohren. Die Ohren sind hohle Brunnen, gut für Geschwätz. Hast du etwas zu sagen, dann schreib es auf.» Trotzdem gab es in meinem Leben Momente, mehr oder minder wichtige Phasen, in denen ich alles gegeben hätte, um bloß nicht ich selbst sein zu müssen. Ich habe das Land gewechselt und die Sprache, mir wie-

derholt eine andere Vergangenheit ausgedacht, eine andere Identität. Ich habe gekämpft, jawohl, gekämpft habe ich gegen den heftigen Wind, der sich vor sehr langer Zeit erhoben hat, in einer abgelegenen persischen Provinz namens Mazandaran\*, mit vielen Todesfällen und vielen Geburten, rezessiven und dominanten Genen, Staatsstreichen und Revolutionen, ein Wind, der mich bei jedem Fluchtversuch beim Schlafittchen gepackt und wieder an meinen angestammten Platz zurückgestellt hat. Damit ihr versteht, wovon ich rede, muss ich wieder zurückspulen und am Anfang beginnen; dann könnt ihr sie so hören, wie ich selbst damals – gerade wirft uns eine Krankenschwester einen Blick zu und geht gleichgültig weiter –, nämlich die Stimme meines Onkels Saddeq Sadr, genannt Onkel Nr. 2. Eine Stimme in Moll, sanft wie eine Klarinette, die erzählt, was wir unter uns *Die berühmte Geschichte von Onkel Nr. 2* nannten.

«Seit dem Nachmittag wehte der Wind so heftig, als wollte er das Ende der Welt verkünden. Soweit man sich erinnern konnte, hatte man in Mazandaran seit dem Sturm der Mongolen kein solches Wüten mehr erlebt! Und auch damals war das, was die Bewohner von Mazandaran für einen Sturm hielten, nichts als der verheerende Atem gewesen, der den blutrünstigen Horden des Dschingis Khan vorausging. Wie auch immer, der beißende Wind,

\* Um euch die Sache zu vereinfachen und damit ihr nicht auf Wikipedia nachschauen müsst, hier ein paar Fakten: Mazandaran ist eine Provinz im Norden von Iran, 23 701 km² groß. Sie wird begrenzt vom Kaspischen Meer und dem Elburs-Gebirge und ist die einzige Provinz, die der arabisch-muslimischen Herrschaft Widerstand geleistet hat, und de facto die letzte, die muslimisch wurde. Man muss sie sich als eine Mischung aus den Landschaften von Annecy, der Schweiz und Irland vorstellen: grün, neblig, regnerisch. Die Legende besagt, die Muslime hätten bei ihrer Ankunft in Mazandaran ausgerufen: «Oh! Wir sind im Paradies!»

der von den eisigen Ebenen Russlands herankam, war kein gutes Vorzeichen.

Jetzt stellt euch das unglaubliche Herrschaftsgebiet eures Urgroßvaters Montazemolmolk vor. Zwei imposante Bauwerke mit jeweils sechzig Zimmern, Nebengebäuden, Waffensälen, Küchen, Empfangsräumen und Ställen voller Pferde ... Das Ganze gelegen im tiefsten Herzen eines Waldes, am Fuße des Elburs-Gebirges. Nicht weniger als zweihundertachtundsechzig Seelen lebten dort, und Montazemolmolk wachte über sie alle. An jenem Tag im Februar 1896, einem Samstag, wie ich meine, gab er Order, Türen und Fenster abzudichten und sich im Haus einzuschließen, bis die Welt wieder einigermaßen zur Ruhe gekommen wäre. Wie lange würde dieser verfluchte Sturm wohl noch dauern? In welchem Zustand würde er seine Ländereien danach vorfinden? Seit Stunden quälten diese und viele andere Fragen Montazemolmolk, dessen Laune so düster war wie der Himmel. Er bewohnte das Haupthaus, das *biruni*, zusammen mit hundertdreiundzwanzig bewaffneten Männern und einem Dutzend junger Burschen, die ihm dienten.

Obwohl das zweite Gebäude, das *andaruni*, unmittelbar gegenüber dem Biruni auf der anderen Seite des Innenhofes stand, wirkte es so fern und unergründlich wie das gelobte Land. Es wohnten darin Montazemolmolks zweiundfünfzig, aus allen Teilen des Landes stammenden Ehefrauen, seine achtundzwanzig Kinder und an die zwei Dutzend Dienerinnen. Er war der einzige Mann, der das Gebäude betreten durfte, und der Einzige, der den schweren Duft ihrer Parfüms kannte und den schweren Dunst der Streitereien, der in der eisigen Luft hing ... dunkle Irrwege, halb angelehnte Türen, raschelnde Stoffe, das berauschende Gefühl, erwartet, begehrt zu werden, sehnsuchtsvolle Leiber, die ... genug, ihr versteht genau, was ich meine!

Doch all die Nächte an jenem Ort, den er sozusagen selbst bevölkert hatte, konnten euren Urgroßvater nicht von dem bitteren Gefühl befreien, das wahre Leben ginge an ihm vorbei. Das Andaruni war ein geheimnisvolles und verrücktes Universum, ein Rätsel. An jenem Tag, als das Gebiet von Mazandaran auf die Größe eines Kieselsteins in Gottes Hand geschrumpft war, fürchtete Montazemolmolk vor allem, die Frauen könnten die Dunkelheit und das Durcheinander nutzen, um ein Komplott gegen ihn zu schmieden. Wie sollte man letztlich wissen, was da so im Leib einer vernachlässigten Frau vor sich hin köchelte? Wie konnte man sich ihrer Loyalität, ihrer Aufrichtigkeit, ihrer Liebe sicher sein? Je mehr Zeit verging und je mehr Frauen er hatte, desto stärker spürte er, sobald er den Fuß auf die erste Stufe der Wendeltreppe setzte, die zu den Zimmern führte, die scharfe Klinge der Eifersucht an den Rippen, bereit, sich in seine Eingeweide zu bohren.

Es war ja nicht so, dass es dieses beschämende Drama, hinter dem wohl Targol Khanum steckte, nicht gegeben hätte! Targol Khanum, einst seine Lieblingsfrau, war schuld gewesen an dem ansteckenden Juckreiz, der die Frauen im Intimbereich befallen hatte und der am Ende seinen Weg auch zwischen die Beine von Montazemolmolk gefunden hatte. Ärzte waren aus der Stadt gekommen; es hatte laut knallende Türen gegeben; Gegenstände waren im Hof zerschellt; es waren Haarbüschel ausgerissen worden, die Schreie waren bis in die Berge zu hören gewesen; Schande war über die Ländereien gekommen ... Damals hätte Montazemolmolk sich gewünscht, dass der teuflische Wind diese verfluchten Frauen von der Erde hinwegfegte und diese ganze Schändlichkeit einfach mit sich nahm. Aber das ist eine andere Geschichte ... Jedenfalls traf euer Urgroßvater, nachdem er sich stundenlang

den Bart gerauft hatte, der so dicht und blond war wie eine Handvoll Tabak, und durch den Saal mit den sechs Türen, der ihm als Wohnzimmer diente, auf und ab gelaufen war, die verblüffende Entscheidung, den Notschlüssel zum Andaruni einem seiner jungen Diener zu überlassen. Dem Hässlichsten. Dem Unansehnlichsten. Den keine Frau hätte herzen mögen, nicht einmal aus Trotz. Und Montazemolmolk ...»

Stopp. Ich kann mich wieder nicht erinnern, auf welche Weise Montazemolmolk den Jungen zu sich holte. Hatte er seinen Namen gebrüllt? Hatte er eine der sechs Türen geöffnet und ihn hereingebeten? Hatte er jemanden nach ihm geschickt? Ich saß auf meinem Stuhl an der Wand des Cochin-Krankenhauses und kramte in meinem Gedächtnis, in der Hoffnung, ich könnte diese vergessenen Bruchstücke wiederfinden. Vergeblich.

Ich versuche oft, mir diese Passage ins Gedächtnis zu rufen. Etwa bei der Arbeit, wenn ich hinterm Mixpult stehe und den schlechten Sound irgendeiner unsäglichen Rock-Band zurechtmische. Oder zu Hause, wenn ich auf dem Sofa liege und in voller Lautstärke Tindersticks höre. Ich mache es dann wie der Schüler, der bei seinem auswendig gelernten Gedicht stecken bleibt. Ich sage es laut auf, und zwar immer wieder von vorn, in der Hoffnung, dass der Text mich dann ganz von allein weiterträgt. Aber ich bleibe immer wieder am Rande des gleichen schwarzen Lochs hängen.

Ich könnte jetzt Leïli oder Mina anrufen, mache es aber nicht. Dank der untrüglichen Intuition, die man entwickelt, wenn man sein Leben lang an der Seite seiner Lieben gelebt hat, weiß ich, dass keine meiner Schwestern sich in allen Einzelheiten an diese Geschichte erinnern wird. Sie erinnern sich an andere Augen-

blicke, die ich wiederum überhaupt nicht mehr präsent habe. An die Sommernächte, in denen wir auf dem Dach des Hauses von Großmutter Emma schliefen, unter dem mit Flickstellen übersäten Moskitonetz aus Musselin; an die Bücher, die Sara uns immer vor den großen Ferien gekauft hat; an die Ausflüge in den Hamam mit meinen Cousins und meinen Tanten, in irgendeinem Dorf in Mazandaran. Wenn wir, was selten vorkommt, alle drei zusammen ohne ihre Männer und Kinder zum Essen in ein Restaurant gehen, das Mina ausgesucht hat, die seit dem EREIGNIS Vegetarierin ist, dann kommen sie unweigerlich auf diese Dinge zu sprechen. In der Regel gegen Ende der Mahlzeit, wenn der Wein zu wirken beginnt, wenn die Unterschiede zwischen uns konturloser werden und die Gegenwart an Bedeutung verliert. Dann ereifern sie sich, lachen, fallen sich gegenseitig ins Wort, wiederholen die immer gleichen Sätze, als ließen die Augenblicke sich nur so und nicht anders schildern. Manchmal frage ich mich, ob das nicht der eigentliche Sinn und Zweck unserer Zusammenkünfte ist. Dass wir diese Erinnerungen am Ende eines Weges wiederfinden, der sonst unzugänglich bliebe. Wieder zu den Kindern werden, die wir damals waren und die wir in den Mäandern unseres fragmentarischen und erfindungsreichen Gedächtnisses verloren hatten. Wir Erwachsene brauchen diese Abendessen, um Zugang zu jenen Kindern zu bekommen und an ihre Existenz glauben zu können.

Zurück zum Wartesaal. Obwohl es mich ärgert, beschließe ich, das fehlende Stück einfach zu überspringen. Wir müssen den Tatsachen ins Auge blicken: Dieser Teil der Geschichte wurde von der Zeit zerrieben und am Ende fortgeweht. Das ist nicht so schlimm, sage ich mir, solange der Rest noch intakt ist.

Fahren wir fort: Der junge hässliche und unansehnliche Bursche ist also bei Montazemolmolk...

«... der mit seiner kratzigen und autoritären Stimme zu ihm spricht: ‚Sieh nach, ob sie meine Anordnungen befolgen und komme mir Bericht erstatten. Diskret, verstehst du mich?‘ Aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, bedauerte er sie schon. Kein Fremder, nicht einmal ein vorpubertärer, konnte diesen Bienenstock unbemerkt betreten! Montazemolmolk wandte den Blick von dem vor Scham und Aufregung hochroten Gesicht des Jungen und schickte ihn fort. Er ärgerte sich, dass er so unüberlegt dahergeredet, dass er seine Befürchtungen gezeigt hatte, auch wenn dieser Jüngling in seiner Verblüffung, den Schlüssel zum Paradies in Händen zu halten, davon gewiss nichts mitbekommen hatte. Doch kaum war der Bursche fort, wurde er noch unruhiger als zuvor. Eine halbe Stunde verging, der Wind blies stärker, und der Junge kehrte nicht zurück. Die Ungeduld wandelte sich in Wut, und diese Wut ergriff wie eine Feuersbrunst den massigen Körper von Montazemolmolk. Er schnappte sich seinen Mantel und seine Persianermütze, entschlossen, selbst nachzuschauen, was da auf der anderen Seite des Hofes ausgeheckt wurde. Denn jetzt war er sich sicher: Im Irrgarten des Andaruni köchelte ein weiterer Skandal auf leiser Flamme vor sich hin.

Wer eurem Urgroßvater in den weiten und feuchten Gängen des Biruni über den Weg lief, wagte nicht, ihn zurückzuhalten. In diesen Mauern war er der Meister, der Khan\*, mit einem sechsilbigen Namen, der ihm seinen Rang sicherte und halb Mazandaran zu seinem Erbe machte. Aber vor allem war er ungeheuer starrsinnig. Jeder wusste, ihn von seinem Weg abbringen zu wollen, war Selbstmord. Man sagte, selbst die Tiere hätten begriffen,

\* Titel, der gemeinhin dem politischen oder feudalen Machthaber verliehen wird. Ihm kann ein Agha vorangestellt sein, was «Herr» bedeutet. Das «kh» wird kehlig ausgesprochen, ganz wie das spanische «J».

dass es, sobald Montazemolmolk ihnen auf den Fersen war, kein Entrinnen mehr gab. Dieser Charakterzug wurde oft kommentiert und beklagt, sowohl im Andaruni als auch im Biruni. Alle befürchteten, seine Verbissenheit werde ihm eines Tages noch den Tod bringen. Und wenn er stürbe, wer kümmerte sich dann um sie? Denn es war ja so, dass der Norden sich in der Zeit, als Naser ad-Din Schah König war, noch unter strenger Feudalherrschaft befand. Die großen Familien, die durch vielerlei Allianzen miteinander verbunden waren, herrschten über die Länder und deren Bewohner. Im Gegenzug für ihre Arbeit und Loyalität beschützten und versorgten die Herrscher sie und verheirateten ihre Kinder. Doch das ist eine andere Geschichte ...

Euer Urgroßvater stemmte mit aller Kraft die schwere Eisentür auf. Sogleich wurde er vom Wind gepackt, der ihn schüttelte wie ein Vater seinen anmaßenden Sohn. Die Tür wurde ihm aus der Hand gerissen. Seine Persermütze flog davon. Sein Mantel verfang sich in den Zweigen und wurde zerrissen. Montazemolmolk wich nicht zurück. Mit gleichem Zorn rang er mit dem Sturm und den rebellischen Haaren, die ihm die Sicht raubten. Zentimeterweise kämpfte er sich, erschöpft aber tapfer, bis zur Tür des Andaruni vor.

Als es ihm schließlich gelang hineinzukommen, traf ihn die Stille wie ein Schlag. Sicher, er wurde jedes Mal, wenn er eintrat, von Stille empfangen. Aber das war die Stille der unbekannten Versprechen, vertraut und köstlich, die Stille der Frauen mit den geschminkten Augen und dem rosafarbenen Mund, die den Atem anhielten, in der Hoffnung, erwählt zu werden. Er war zugleich Objekt dieser Stille und ihr Meister. Während die Stille, die ihn jetzt umgab, undurchdringlich war, so beunruhigend wie jene, die in Bergtunneln herrscht. Vier Stufen auf einmal nehmend, stieg er

die Wendeltreppe hinauf. Im ersten Stock waren der Gang leer und die Türen geschlossen. Besorgt setzte er seinen Weg fort, hinauf in den zweiten Stock – in dem die Dienerinnen und Kinder untergebracht waren –, als eine Stimme ihn anrief und er stehen blieb: ‚Wo willst du denn hin?‘ Erleichtert, Amiras Stimme zu hören, machte er sogleich kehrt und öffnete die Tür zu ihrem Zimmer.

Auf bunten Wollkissen, von einem Turban aus Rauch umgeben, musterte Amira ihn mit halb geschlossenen Augen. Ihr Lächeln war sarkastisch geworden, denn sie hatte ihr ganzes Leben an diesem Ort verbracht, die Hälfte davon, seit Montazemolmolk sie verlassen hatte, in diesem Zimmer, wo sie Tee trank, Datteln aß und Opium rauchte. Amira hatte so viele Nächte auf euren Urgroßvater gewartet, dass sie das Geräusch seiner Schritte unter Tausenden zu erkennen vermochte. Zwar hatte Montazemolmolk sie für jüngere Frauen fallen gelassen, doch er respektierte sie mehr als jede andere. Weil sie seine erste Frau war und die Mutter seines ersten Sohnes (und von drei Töchtern, die hässlich waren wie gekochter Kohl). Amira dagegen, breit und stark wie eine Zitadelle, respektierte ihn überhaupt nicht mehr. Sie nannte ihn nicht mehr Khan, sondern Herr, sie duzte ihn. ‚Wenn der Herr wissen möchte, was hier vor sich geht, dann muss er sich in den Salon hinter der Küche begeben. Na mach schon, du Schuft, bevor ich dich roh verschlinge!‘ Und Amiras heiseres und irres Lachen begleitete Montazemolmolks eilige Schritte, als er wieder einmal vor ihr die Flucht ergriff.

Montazemolmolk drückte die Tür zum Wohnzimmer auf und blieb wie angewurzelt stehen. Sie waren alle da! Normalerweise herrscht, wenn so viele Frauen auf einem Haufen sind, ein Geschnatter wie in einem Hamam, aber hier – kein Laut kam über ihre Lippen. Einige kümmerten sich um unseren Jüngling, der in

Ohnmacht gefallen war, nachdem er durchs Schlüsselloch geschaut hatte. Was er gesehen hatte, das bekam kein Mann je zu sehen: ein halb nacktes Mädchen mit gespreizten Beinen, das, vom Schmerz überwältigt, seine Eingeweide in eine Tonschüssel leert. Jetzt wichen die Frauen zurück, um Montazemolmolk vorbeizulassen. Das Blut war abgewaschen und die Schüssel verschwunden. Das junge Mädchen hatte die Beine nicht mehr gespreizt, es war tot.

Eure Urgroßmutter dürfte nicht älter als fünfzehn gewesen sein. Unmöglich, ihr Gesicht zu beschreiben, denn sobald man sie mit dem Leichentuch bedeckt hatte, sprach niemand mehr von ihr. Woher kam sie? Wer war sie? Wie lautete ihr Vorname? Weder ihr noch ich werden das jemals erfahren. Vor Schreck erstarrt, sah Montazemolmolk unverwandt auf ihren leblosen Körper und erinnerte sich vage daran, sie hinter einem Busch angenommen zu haben. Plötzlich landete ein winziges in Weißwäsche gepacktes Bündel auf seinem Arm. «Es ist ein Mädchen, Agha Khan!», waren die ersten Worte, mit denen die Stille und der Tod verscheucht wurden. Zum ersten Mal in seinem Leben hielt Montazemolmolk ein Neugeborenes im Arm.

Um ihm Enttäuschung und Ekel zu ersparen, hatte man ihm die achtundzwanzig anderen Kinder erst eine Woche nach ihrer Geburt feierlich präsentiert, mit glattem Gesicht und Wangen, die man mit Orangenblütenwasser eingerieben hatte. Alle hatten bereits einen von der Mutter ausgewählten Vornamen, den Montazemolmolk sofort wieder vergaß. Es muss gesagt werden, dass die Mütter, angetrieben vom Wettbewerb und dem Wunsch, den Ehemann zu betören, sich immer kompliziertere Namen ausdachten, die sie am Ende selbst vergaßen.

Als er das verschrumpelte Baby sah, war er entsetzt über dessen

stumpfe Hautfarbe. Doch dann wurde ihm plötzlich das Paket aus der Hand gerissen und ein anderes landete an seiner Stelle. ‚Das zweite! Das zweite!‘ Da er sich in Fortpflanzungsdingen nicht auskannte, begriff Montazemolmolk nicht sogleich, was es mit diesem Taschenspielertrick auf sich hatte. Sprachlos drehte er sich zur alten Hebamme um, deren Gesicht gegerbt war wie Leder. ‚Zwillinge, Agha Khan! Außer Gott dem Allmächtigen hat niemand gewusst, dass das arme Mädchen zwei im Wanst hatte. Ein Leben gegen zwei Leben, so hat Er es gewollt.‘ Ohne seine Überraschung zu zeigen, nickte Montazemolmolk, um ihnen zu bedeuten, wie richtig dieser Gedanke sei. Obwohl er seit einer Reise nach Russland – und aus einem Grund, über den er sein Leben lang schwieg – ernsthaft an der Existenz Gottes zweifelte, gab er aus Bequemlichkeit weiterhin das Gegenteil vor.

Wie dem auch sei, Montazemolmolk senkte den Blick auf sein dreißigstes Kind: eure Großmutter. Anders als ihre Zwillingsschwester, die dunkel war wie eine Pflaume, hatte sie weiße Haut und einen blonden Flaum auf dem Kopf. Aber das Wichtigste war – Montazemolmolk ging mit dem Gesicht ganz nah heran, um auch wirklich sicher zu sein –, dass sie seine blauen Augen hatte. Das überraschende Blau des Kaspischen Meeres, von dem bislang nicht ein Tropfen in den Augen seiner Kinderschar hatte in Erscheinung treten wollen. Mit achtundvierzig Jahren hielt Montazemolmolk endlich das Kind im Arm, von dem er im Stillen geträumt hatte, ein Kind, dessen Blick für immer an den seinen erinnern würde.

Er wurde von einem Gefühl überwältigt, das größer war als der Gedanke an die Nachwelt. Ein unerwartetes Glück, zu dessen Zeuginnen die tief gekränkten Frauen wurden. Dieses Gefühl ließ nicht nur seine Gesichtszüge weicher werden und zauberte ein

stolzes Lächeln auf seine Lippen, es stieg auch bis in seine Kehle hinauf, wurde zur Silbe, dann zu Worten, dann sauste es durch die Luft wie eine Ohrfeige. «Sie soll Nur heißen», rief Montazemolmolk aus, ohne den Blick von dem Baby zu wenden. *Nur*, Licht. Peinlich berührt, versuchte die alte Hebamme, die verheerende Wirkung, die diese Verkündigung auf die Frauen hatte, etwas abzumildern. «Und wie wollt Ihr das andere nennen, Agha Khan?», fragte sie in der Hoffnung, er werde den Wink verstehen. «Nennt es, wie ihr wollt.» Diese lapidare Antwort sollte die Kindheit ...»

[...]

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)